

(Nachdruck verboten.)

34)

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Die Fränz kam heraus. Sie ging gebückt, auf dem Buckel trug sie eine Last zusammengebundener Betten. Unwillkürlich fuhr der Theißen Willem zurück vor dem Blick, der ihn von unten her aus den schwarzen Augen des bleichen Gesichts traf. Etwas verlegen bot er seine Hilfe an; ohne Wort, nur mit einer trostigen Gebärde, wies sie ihn ab. Aber ihr blaßes Gesicht wurde blutrot, als sie all die neugierigen Gaffer sah. Rasch zog sie das Brett heraus, das hinten den Karren verschloß, warf die Betten hinauf und ging ins Haus zurück. Noch ein paarmal eilte sie schwer beladen hin und her, aber sie sah immer starr ins Leere, als sei da niemand; keiner mehr bot sich an, ihr zu helfen. Die hochmütige Packasch, mochten sie sehen, wie sie allein fertig wurden!

Jetzt kam die Alte; den Kopf ganz verummelt, wankte sie, ein Bündel unterm Arm.

Bei diesem Anblick erhoben die Weiber ein lautes Lamento:

„Dat arm' alt Tier! — Jesses, Maria, so en Unglück auf die alten Täg.“ — „Adjes, Großmutter, adjes!“

Viele Hände streckten sich aus, die Frauen weinten.

Die Alte war ganz wie bld; sie hatte nur acht auf ihr Bündel, und Thränen, wie sie die ganz Alten weinen, Thränen, die so dahin rinnen, ohne daß sich eine Muskel des Gesichts dabei verzieht, nähten ihre Wangen. Ohne Laut, ohne Wort, ließ sie sich auf den Karren heben, duckte sich da ganz eng neben die paar Hühner, die mit zusammengebundenen Beinen auf einem Häufchen lagen.

Wieder dauerte es eine Weile, die Erwartung wurde immer größer. Konnte sich der Müller denn gar nicht trennen? Jetzt — man hörte schwere Tritte im Flur — jetzt, aha!

Aber das neugierig erregte Gemurmel erstarb — es wurde totenstill; selbst der Morgenwind, der im verstreuten Stroh raschelte und um die Büsche säufelte, schien anzuhalten. Der Knecht des Rhein und die Fränz, die jetzt heraustraten, schleppten eine schwere Last. Bei Kopf und Beinen trugen sie einen leblosen Körper; kaum schafften sie's, man sah es, dem Jakob knieten die Knie, und an des Mädchens Hals und Armen strafften sich die Muskeln zum Zerreißen.

„Jesus Maria, der Müllerhannes! Der war nicht betrunken — was war geschehen?“

„Is hän tot?“ — „Is hän schwach gefall?“ — „Solt

*) Ohnmächtig geworden.

den Koldes!“ — „Ach, Dummheit, den!“ — „Ne, bei den Herr Doktor!“ — „Jakob, wat is passiert, sag doch, wat?“

Der Knecht zuckte nur die Achseln, keuchend unter der Last.

„Plag!“ sagte die Fränz hart und pufste gegen die Nächstehenden. Mit verzweifelter Entschlossenheit lupfte sie den Kopf des Vaters auf den Wagen und legte ihn der Großmutter in den Schoß. Die Beine schob der Knecht nach. Er hätte gern noch den Fragenden Antwort gestanden, aber die Fränz drängte: „Woran, mach!“ Und griff selber nach der Peitsche: „Gott, hahr!“

Der schwergeladene Karren schwankte langsam davon. Der Knecht führte das Pferd am Zügel. Die Tochter schritt nebenher.

XIX.

So war der Müllerhannes aus seiner Mühle gezogen.

Der arme Kerl! Man sah's recht an dem: „viel verthun un nix erwerben — ist der Weg zum Verderben!“ Aber daß es ihm so schlecht erging, wie jetzt, das hatte er doch nicht verdient! Da waren manche, die im ersten Sommer fleißig hinaus wanderten nach dem entlegenen Abbau und ums Häufchen vigilierten — wie mochte es dem Hannes gehn?!

Die Kinder belagerten förmlich den kleinen Gang mit dem grauen Keit, aber auch sie kriegten kaum jemand zu sehen; selten, daß sich die finstere Fränz blicken ließ, um an der Quelle Wasser zu schöpfen.

Wobon das arme Volk nur leben mochte?! Der Ader trug doch noch nichts. Der Rauch, der ab und zu aus dem baufälligen Schornsteinchen aufstieg, sah nicht aus nach vollen Töpfen, ganz dünn und mager war er und verflüchtigte sich gleich, wie ein leichtes, bläuliches Nebelsäulchen in der starken Luft. Die Ziege, die angepflückt am Gang graste, hatte kein strotendes Euter, und die wenigen Hühner, die beim Brunnen scharrten, fanden da wohl auch keine Haserförmner. Dem dicken Fresser, der früher nur Gutes geschleckt und sogar „Schambannijer“ getrunken, mochten die Huppen, die es jetzt gab, wohl nicht schmecken!

Die Gutherzigkeit der Dörfler regte sich zugleich mit der Neugier. In Maarfelden und Bleckhausen, den beiden nächstbenachbarten Gemeinden, fanden sich barmherzige Seelen, die nur um einen Gotteslohn hinunterstiegen in die Schlucht, dort den einsamen, nackten Hügelkegel hinauffletterten und auf der notdürftig zurecht gezimmerten Bank am Häufchen ihre Wohlthaten niederlegten: Brot, Mehl, Speck — und sonst auch noch allerlei, was sie selber nicht mehr gebrauchen konnten. Gingen sie dann in den nahen Busch und rasteten ein wenig im Schatten, waren derweil gewiß die Gaben weg.

Der Winter machte solchen Liebesthaten ein Ende; dunkle Regenwolken hingen dräuend über der Schlucht. Bald schneite der Abbau ein bis zum Dach, der Weg dorthin war fast unmöglich. In die dunkelste Verfunkenheit dunkler Tage, dunkler Nächte fiel das dunkle Schicksal der Einsamen; beinahe vergessen hätte man sie, wäre nicht eines Mittags, blaugeflogen, fast erstarrt und erschöpft zum Umsinken ein Mädchen oben vorm Dorfwirtshaus am Eingang von Bleckhausen erschienen, hätte dort angepocht und mit zuckenden Lippen und niedergeschlagenem Blick ein Gabe geheischt.

Herrje, war das nicht die Müllerfränz aus dem Abbau?! Der mußte es aber schlecht gehen, daß die bettelte! Die Müllerfränz bettelte! Ja, ja, der Hunger treibt den Fuchs aus der Höhl! Die mitleidige Wirtin gab einen Topf Suppe und Brot. Etliche, die im Wirtshaus saßen, rannten geschwind heim und holten auch etwas — es thut so wohl, den „danke“ sagen zu hören, der sich vormals nie dazu geschickt. Kein anderer Bettler hätte so viel bekommen; beladen trat des Hannes Tochter den Heimweg an. Einige folgten ihr verstoßen von ferne und sahen, wie sie lief und dabei im Laufen schon sich vom Brot in den Mund stopfte, und dann immer schneller, schneller rannte, als sei der tiefe Schnee zu überwinden ein leichtes, weil daheim noch viel tiefere Not.

Die Bleckhausener gewöhnten sich daran, daß dann und wann das Mädchen aus dem Abbau erschien und sich etwas holte. Aber als einst ein Bursche, dem sie gefiel, ihr nachschlich, sie von hinten her umfaßte und ihr einen Kuß aufpreßte, stieß sie einen kurzen, zornigen Schrei aus, schlug ihn mit aller Kraft ins Gesicht und kam nicht mehr wieder. —

* * *

Der Frühling war erschienen. Der Abbau sah nicht ganz so traurig mehr aus, wie vor einem Jahr. Die zwei Pflaumenbäume hatten heuer viel Blüten, und die Henne hatte geklukt; zwölf goldgelbe Hühnchen piepten in der Sonne vor der Schwelle und die Mutter lief mit gespreizten Flügeln drum herum und schrie ängstlich, sobald ein Falke hoch in der Luft über dem Hügel stand.

Dann machte der Mann, der, einen Haselsteden zwischen den Anien, auf der Bank an der Hauswand saß, ein scheuchendes: „Kf, kf!“ fuchtelte mit dem Stock und drehte den Kopf, den Gegenstand der Gefahr suchend, nach, allen Richtungen.

Des Müllerhannes Haar war weiß geworden vor der Zeit. Den ganzen vergangenen Sommer, von jenem Tage an, da er die Mühle verlassen, bis zum Herbst, hatte er auf dem Bett gelegen — in einer Dumpfheit, die ihm niederzwang. Im Winter war's nicht viel besser mit ihm geworden; aber jetzt hatte ihn der schöne Tag herausgelockt — er suchte die Sonne.

Warm schien sie ihm ins Gesicht, — er blickte hinein, ohne zu zwinkern. Was, was war doch eigentlich mit ihm vorgegangen?! Wie er sich auch zuweilen besonnen hatte, es war ihm nie etwas klar geworden. Aber jetzt, so mit der Zeit, seit die Sonne so freundlich schien, heut' war es ihm,

als wolle sich etwas — hier — hier, in seinem Schädel, etwas küssen.

Er hatte etwas verloren — ja, verloren, das wußte er nun mit einem Mal, aber was?! Was?!

Mit einem Seufzen stemmte er den Stod fester ins Gras, umfaßte ihn mit beiden Händen und stützte so das Kinn darauf. Mit weit offenen Augen stierte er vor sich hin — was war weg, was?! Viel, das wußte er, — er fühlte es an der ungeheuren Last, die er hier auf der Brust trug, hier, gerad' wo das Herz sitzt. Es fing an, schmerzlich in seinem Gesicht zu zucken, wie bei einem, der weinen will, aber trocken blieben die Augen in ihrer seltsam glasigen Starrheit.

Nein, nein, denken half nichts, allein brachte er's nicht heraus — ja, wenn doch sein Alter ihm gegenüberläge! Mit dem zusammen würde er's schon herauskriegen, so viel Verstand hatte er all sein Lebtag nicht gehabt, wie der! Aber war der nicht tot?

„Ja, den is eweil rips,“*) sagte er laut vor sich hin mit tiefer, feierlicher Stimme.

Aber die Mutter lebte ja noch, die konnte er einmal fragen! „Mudder!“ schrie er, und dann noch einmal ungeduldig: „Mudder!“

„Ich sein ja schon hei,“ antwortete die zitterige Stimme der Alten. Sie kam nicht völlig heraus aus der Hütte, die freie Luft war ihr längst nicht mehr angenehm, immer hoöte sie innen.

Auch heut' früh bei all der Sonne streckte sie nur den Kopf in der festanliegenden Wollenhaube vorsichtig heraus.

„Mudder,“ sagte er, legte den Kopf ganz hintenüber und suchte sie so, „ja, sag' ehs, kanns Du dich net besinnen, wat ich verloren han? Ich han ebbes verloren, ich han ebbes verloren, ich finden et net.“

Das alte Weiblein nickte eifrig: „Du hast ebbes verloren — ja, ja — diesen Morgen — dat Dingen war et, die die Schwefelholzbüch — für Feuer anzufänken — O Jezmarie-jusep — wo haste se mir hingestochen, wo hammer se dann eweil?“ Suchend trippelte sie wieder hinein.

Der Sohn schüttelte den Kopf — nein, die Schwefelholzbüchse war es nicht, die hatte er nicht verloren, die stand auf dem Fensterbrett in der rechten Ecke! Was jetzt war, das wußte er ja alles ganz genau — aber was vordem war — damals — damals — was hatte er doch gethan — wo war er doch gewesen — damals als — als — — —

Hier verwirrte sich sein Denken. Und immer ging's ihm so, immer, wenn er etwas recht zu Ende denken wollte, wenn er zurückgehen wollte in die Vergangenheit, kam die unsichtbare Hand und schob einen Kiesel vor eine Thür.

Wie die Henne erschrocken gluckte! Der Gräbelnde fuhr auf. Da war gewiß wieder ein Hühnervogel in Sicht und bedrohte die Kleinen. Hatte die Franz nicht gesagt, bevor sie auf den Acker ging: „Badder, gib Obacht, dat den Gutweih“*) Feins von unjern Hünkelcher kriegt.“

„Kisch, Kisch, scheerje dich. Ha, hätten ich eweil nur mein Gewehr, ich wollten dat Luderzeug schon erunter knallen!“ Oder, wenn er nur seinen Nero hätte! Aber den hatten sie ihm niedergeschossen vergangenen Winter, als das hungrige Tier auf verbotener Jagd pürschte. Er drohte mit dem Stod wieder nach oben, jedoch den Habicht, der heutigetierig in der Luft stand, störte das Fuchteln nicht. Schon ließ der sich ein Stück niederfallen — jetzt beschrieb er tiefere und tiefere Kreise. Die geänstigte Henne, die Flügel spreizend, die nicht all ihre Kinder zu deden vermochten, riß den Schnabel auf und drängte sich dicht an den Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Allerlei vom Haringfang.

In Deutschland werden jedes Jahr über fünfhundert Millionen Haringe verzehrt, und mehr noch konsumieren die Vereinigten Staaten von Nordamerika, England, Skandinavien und so fort. So ist denn von allen Seefischen der Haring bei weitem der bekannteste und populärste geworden. Seine Biologie ist, besonders durch die Arbeiten des Professors Heintzen-Helgoland, wissenschaftlich erforscht und bietet wenig Unbekanntes. Nur eine Frage von enormer Bedeutung ist bis jetzt noch ohne sichere Antwort geblieben, die über den Zug der Haringe. Was dem Winzer ein gutes oder ein schlechtes Weinjahr, das ist dem Fischer ein günstiges oder ungünstiges Haringjahr. Wie jener hängt er hier von Umständen ab, die sich sowohl seiner Berechnung, als auch jeder Beeinflussung entziehen.

Der Haring durchwandert in Scharen von vielen hundert Millionen das Meer, aber nicht jedes Jahr in derselben Richtung. Ob Sturm, ob Feinde — und deren hat er eben so viel wie der Gase — oder ob Nahrungsdrang ihn hierhin oder dorthin verschlagen, weiß man nicht. Sicher ist aber, daß eine Regelmäßigkeit in seinen Wanderungen nicht besteht, und so folgen denn auf Jahre, in denen die Fischer nicht wußten, was sie mit dem überreichen Fang machen sollten — wo der Haring als Dünger und Viehfutter benutzt wurde — Jahre, in denen der Fischer kaum den eigenen Bedarf gedeckt sieht.

Der Fang des Haringes wird an den verschiedenen Küsten nicht in gleicher Weise betrieben. Der Norweger setzt das Netz flacher als der Engländer und Deutsche. Die großartigsten und praktischsten Fangfahrzeuge sind die Haringsslogger mit Dampftrieb, wie sie jetzt in Deutschland gebaut werden.

Die Dimensionen der Logger sind recht bedeutende. Der Logger „Wefer“, ein ganz neues Fahrzeug, ist über Dea 24 Meter, am Kiel 21 Meter lang. Er faßt 232,8 Kubikmeter = 82,19 Register-Tons und netto 183,7 Kubikmeter = 64,85 Register-Tons; das heißt er faßt bequem 6 bis 7 Doppelwaggonladungen. Sein Fiesgang beträgt hinten 2 Meter, vorn 1,80 Meter; über Wasser liegt er vorn 12, in der Mitte 10 und hinten — „achter“ — 14 Fuß. Seine größte Breite beträgt 6 Meter. Die Logger tragen durchweg Futtertatselagen mit ganz geringfügigen Abweichungen. Neben einem Großmast von etwa 60 Fuß, einem Besahnmast von 40 Fuß Höhe haben sie einen Klüberbaum von 30 Fuß Länge. An Segelgut führen sie Großsegel mit loser Schoote (ohne Großbaum), hierüber ein Gaffeltopsegel, ferner Besahnssegel ebenfalls mit Top und als Vorsegel einen Klüber und eine Stagjod. An Sturmsegeln führen sie ein Spitzsegel für den Großmast und einen Sturmklüber, das Besahnssegel wird bei schwerem Wetter gerafft. Die beiden Anker von je 400 Pfund können an den Ketten 75 Faden, das ist etwa 130 Meter, ausgelassen werden. Bemannt ist ein Logger mit 15 Mann, inklusive Kapitän und Steuermann.

Die Einteilung der Logger ist mit peinlichster Raumaussnutzung berechnet. Vor dem Großmast ist das Stabelgatt zur Aufnahme der Ankerketten und Taue, die Logis für die Mannschaft und die Kom-büse (Küche); vor dem Besahnmast befinden sich die Kajüten für Kapitän und Steuermann. Der ganze mittlere Raum des Schiffes ist zellenartig eingeteilt, und zwar ist jede Zelle so breit, daß gerade ein Haringssaf, seiner Längsachse nach zur Fahrtrichtung gelagert, darin Platz hat. Diese Zellen sind nicht einfache Abteilungen, sondern haben wieder Untezellen, jede so groß, daß nur einige Fässer darin Platz haben. So können die Fässer nicht im Raum hin- und herrollern und dem Schiff die Stabilität nehmen, und außerdem wird bei dieser Einteilung die größte Raumaussnutzung, verbunden mit bequemster Lade- und Löschgelegenheit, gewonnen.

Der wichtigste Ausrüstungsgegenstand des Loggers aber ist das Netz. Das hat ganz kolossale Dimensionen. Nach hineingelegt würde es einen Raum von annähernd sechstausend Quadratmetern bedecken, sein Hauptseil wiegt an tausend Pfund und ist über zwei Kilometer lang. Natürlich besteht das Netz nicht aus einem Stück. Es setzt sich zusammen aus vier oder fünf „Quarts“, die wieder aus je achtzehn kleinen Netzen, von denen jedes 108 Fuß lang und 60 Fuß tief ist, bestehen. Das Ganze heißt eine „Fleet“ und enthält also, je nachdem vier oder fünf Quarts genommen werden, 72 bis 90 Netze.

Das Hauptstück, gewissermaßen das Gerüst der „Fleet“, ist das „Fleetreep“, eine dicke Droffe (Seil), die, wie gesagt, über 2000 Meter lang ist und an 500 Kilogramm wiegt. Ferner gehören noch dazu eine Anzahl Schwimmböjen und Holztonnen („brails“) und eine Signalboje, letztere wird während der Fahrt an den Pardunen angebracht. Die Anordnung der „Fleet“ ist nun die folgende: Auf der Oberfläche schwimmen in Abständen von je 30 Fuß Schwimmböjen. Von jeder Boje hängt ein 36 Fuß langes Tau herunter (Wojreeps). Am unteren Ende tragen diese Wojreeps das Fleetreep, das große Seil. An dem Hauptseil hängen dann, wieder an Tauen, die man „Zeijinge“ nennt, und die je 34 Fuß lang sind, erst die einzelnen Netze, senkrecht herab. So hängt also das eigentliche Netz 30 + 34 Fuß = 18 Meter unter der Meeresoberfläche.

Soll nun gefischt werden, so wird als erste die Signalboje ausgelassen, sie zeigt fremden Fahrzeugen, daß Netze ausliegen, und orientiert zugleich den Fischer, wohin sein Netz steht. Dann wird nach und nach Netz an Netz gefügt und „ausgeschoren“. Ist die ganze Fleet ausgeschoren, so wird der Logger mit dem Kopf an den Wind gedreht und treibt langsam mit dem Netz rückwärts. Das Aussehen der Netze geschieht abends, das Einziehen nachts. Man glaubt, daß die Fische bei Tage dem Netze ausweichen. Die Fleet muß sorgfältig ausgeschoren werden, damit die Netze gerade nach unten sinken und nicht „unklar“ werden. Die Fleet soll wie eine lange Wand stehen, deshalb heißt es auch in der friesischen Fischer Sprache: het wand staat uit.

Der Haring wird gefangen, indem er in die offenen Maschen mit dem spitzen Kopfe hineinschwimmt und an den Kiemen daran hängen bleibt. Stößt nun ein Zug des gewaltigen Heeres auf eine Netzwand, so können in einer Nacht 100—120 Tonnen = 70 bis 80 000 Stück gefangen werden. Die Netze werden mit einem Dampfswill (Donkey) eingezogen und sofort an Ort und Stelle gebracht. Die Haringe fallen beim Uebernehmen des Netzes in große Buckten und werden dann an Bord „gelaakt“ oder „geteilt“, damit sie ausbluten, darauf eingefalzen und in Fässer gepackt. Es ist das

*) Tot = R. I. P. S. = requiescat in pace sancta.

**) Habiat.

natürlich von äußerst vorteilhaftem Einfluß auf die Güte des Fisches. An Land wird dann jedes Faß sorgfältig revidiert und nachgefüllt, da der Häring inzwischen bedeutend eingeschumpft ist. Man unterscheidet folgende Häringssorten: Matjes-, Voll- und Hlen-häring. Matjes ist der in die geschlechtliche Entwicklung eintretende Häring, der bei Beginn der Saison in geringen Mengen gefangen und scharf eingesalzen wird, weil er schnell abgesetzt zu werden pflegt. Der Vollhäring ist der geschlechtlich voll entwickelte Fisch, groß, fett und schmackhaft, er kommt in einer größeren und in einer kleineren Sorte in den Handel. Der Hlenhäring hat Roggen und Milch abgegeben, ist rein von Geschmack, aber mager und trocken. —
M a g W. K a r s t e n s e n.

Kleines feuilleton.

w. Der Schlauere. Der Fleischer Löbel in Grünlau im Erzgebirge hatte einen Pracht-Schlachtochsen erstanden. Bei der Fleischnot kam das neuerdings selten genug vor. Was die Bauern jetzt verkaufen, das war entweder alt und zäh oder zu jung und zu wenig gemästet. Hier aber war's ihm mal gegückt. Ein famoscs Stück. Er war stolz darauf und wie er den Ochsen sauber ausgeschlachtet hatte, hing er das ganze Stück vor die Thüre. So, Ihr Leute, da könnt Ihr mal seh'n, was Fleisch ist!

Die Mütze im Nacken, die Cigarre im Munde, die roten Arme gekrenzt, stand er breitbeinig in der Ladenthüre und schmunzelte, wenn die Ortsleute vorbeikamen und bewundernd vor dem Riesenochsen stehen blieben.

Nur eins ärgerte den Meister Löbel. Das war die englische Dogge des Advokaten Mittag. Das Vieh war immer hungrig, denn hier oben waren die Prozesse knapp und die Streitobjekte klein. Der Verdienst des Advokaten Mittag war nicht groß; wie er immer hungrig nach Prozessen ausschaute, so lief seine Dogge mit kurrendem Magen nach Futter.

Jetzt strich das Vieh um den Fleischerladen. Meister Löbel hatte ihm schon mehrfach Steine nachgeworfen, aber die Dogge kam immer wieder und glogte mit gierigen Augen den Riesenochsen an.

„Vieh!“ schrie der Fleischer wütend, „wamm de dich unterstehtst un' labberst an meinen Ochsen...! Ich zerhad' dich ze Blutwuricht!“

Da kam die alte Seifert'n Wurst laufen. Der Meister ging in den Laden, schnitt für nen Fünfer ab, packte sie ein, wartete, bis die Alte ihre Pfennige herborgenehlet hatte und... da...!

„Himmelfreidunnertwedder!“ Der Meister schoß hinter der Ladentafel vor und zur Thüre hinaus. Aber es war zu spät. Bereits hatte die Dogge einen mächtigen Fexen von der Lende heruntergerissen und jagte, die Beute zwischen den Zähnen, in langen Schritten davon.

Meister Löbel tobte und fluchte, daß sich vor der Thüre ein großer Auslauf von Frauen und Kindern bildete, die alle ihre Meinung kundgaben. So 'ne Schande! Das schöne Stück! Gab's denn keine Hilfe gegen das Hundevieh, welches im ganzen Ort herumjagte?

„Daß laß' ich mir nich' gefall'n!“ schrie der Meister. „Den Abbelat'n mit seinem verdammten Hundevieh wärd's ihe emol bewiesen! Ich fahr' nach Dräsd'n! Die Sach' muß e' Justizrat in die Hand nemm'n!“

Während er noch schimpfte, sah er den Rechtsanwalt Mittag die Straße herunterkommen, im schäbigen Röckchen, den Kopf sorgenvoll zu Boden gesenkt. Und da hatte der Meister einen wahrhaft teuflischen Einfall.

Halt! Den Mittag selbst wird er um Rat fragen. Der soll sich selbst reinlegen!

„Dag, Herr Mittag,“ sagte der Meister und lästete freundlich die Mütze. „Sie wer'n entschuld'gen. Muß ich mir des g'fall'n lass'n, wenn m'r e' Hund zwee Pfund Fleisch von mein' Ochsen wegfricht?“

Herr Mittag stutzte. Dann funkelten seine Neuglein. Ein Prozeß! Das hatte er sofort begriffen. Wieder mal 'n Prozeß!

„Nu, Herr Löbel, das brauchen Sie sich nich' gefallen lassen. Wie werden Sie sich so was gefallen lassen! Zwei Pfund Ochsenfleisch macht 'nen Schaden von 'ner Mark um vierzig, Herr Löbel.“

„Also ich brauch's mir nich' gefall'n lassen?“

„Auf keinen Fall. Seien Se nich' so dumm, Mann!“

„Gutt.“ Der Fleischer strahlte. „Also m' wer' 'ch uff die Poll'zei gieh'n...“

„Hähähä!“ lachte Herr Mittag. „Auf die Poll'zei! Was geht die Poll'zei der Hund an. Die macht 'n Protokoll, weil 'r kein' Maulkorb hatte, un' damit is se fertig. Kee, klagen müssen Se, Herr Löbel. Schiden Se dem Hundbesitzer 'ne Rechnung über 'ne Mark vierzig für die zwei Pfund Ochsenfleisch. Wenn er nich' zahlt, denn konm' Se zu mir. Der Mann wird verklagt un' kostenpflichtig verurteilt.“

Der Meister konnte kaum sein Lachen zurückhalten. „Ich dank' scheene, Herr Advokat,“ sagte er und trat in den Laden zurück. Advokat Mittag aber trippelte weiter und dachte bei sich: Wenn der Schuldner doch blos nich' zahlt, damit 'n Prozeß wird.

Er war aber kaum vor seiner Hausthüre angelangt, als der Bejrung von Meister Löbel angeschloßt kam und ihm eine Rech-

nung überreichte: „Für zwei Pfund Ochsenfleisch, die mir Ihr Hund vom Stück gerissen, 1,40 Mark.“

„Himmeldonner...“ Doch er besann sich und ging seelenruhig in seine Schreibstube. Schon noch einer Viertelstunde trat der budlige Anwaltschreiber in den Fleischerladen, warf einen sehnächtigen Blick über die Burstherlichkeit und überreichte einen Brief von Rechtsanwält Mittag:

„An zwei Pfund geliefertem Ochsenfleisch für meinen Hund 1,40 M. — An einer juristischen Ratsertheilung, erteilt auf der Straße, 3.— M. — Meibst Rest 1,60 M., die ich Ueberbringer auszubändig ersuche, da sonst sofort einklagen werde. Mittag, Rechtsanwalt.“

Der Meister wurde krebsrot. „O, du Himmeldonner...“ Doch auch er besann sich. Dann griff er in die Schublade und schleuderte das Geld auf den Tisch. —

k. Die Rettung eines Meisterwerkes der Antike. Ueber die Wiederherstellung der Bronzestatue des Hermes, die unter den Schätzen vom Meeresgrunde aus der bei Cythera versunkenen antiken Triveme aufgefunden wurde, liegen jetzt genauere Mitteilungen von dem französischen Restaurator André selbst vor, die erlernen lassen, daß es sich hier um ein Meisterwerk handelt, das von einigen Archäologen für das schönste erhaltene Originalwerk aus Bronze der griechischen Kunst überhaupt gehalten wird. Als die Ueberbleibsel des Hermes gefunden wurden, waren sie eine fast formlose Masse; jetzt sind sie aber so geschickt zusammengestellt, daß die Statue vollständig ist. Dem ursprünglichen Material ist dabei nichts Wesentliches hinzugefügt worden. Die Restauration war das schwierigste Werk dieser Art, das je versucht worden ist. Die Statue ist aus Bronze und muß, auch als sie neu war, sehr leicht gewesen sein. Die alten griechischen Gießer brauchten dieses Metall wegen seines Wertes sehr sparsam. Als die Statue von den Tauchern auf dem Meeresgrunde gefunden wurde, war die formlose Masse mehrere Zoll mit Seemuscheln, Entenmuscheln und kalkigen Niederschlägen bedeckt. Unter diesem Gewicht war nur wenig von der ursprünglichen Bronze, und diese zerbrach, als sie unvorsichtig behandelt wurde. Kopf und Gesicht, die aus etwas dickerem Material als die andern Körperteile waren, blieben zum Glück intakt, ebenso zum größeren Teil Schultern, Arme und Füße. Einem griechischen Chemiker gelang es nach Monaten geduldigster Arbeit, den dünnen Rest des alten Materials von den anhängenden Substanzen zu trennen.

Die Restauration der Statue wurde dann M. André aus Paris übertragen, der sich durch seine Restauration des Schakes von Bescoreale und der gallisch-römischen Statue von Coligny einen Ruf gemacht hat. Er ist seit 15 Jahren Restaurator; sein Sohn hilft ihm, und in seinen großen Werkstätten beschäftigt er geschulte Leute, die zum Teil schon über 30 Jahre bei ihm arbeiten und von ihm selbst angelernt sind. Er ging, da er sich die Schwierigkeit der Aufgabe nicht verhehlte, erst nach vielen Wüten mit seinen drei besten Arbeitern nach Athen, nachdem ihm die griechische Regierung alle mögliche Hilfe zugesagt hatte. Er beschreibt nun sein so erfolgreiches Verfahren folgendermaßen: „Da die ganze Statue in Stücken war, fing ich an, es von den Füßen aufwärts auf ein Skelett zu setzen. Dieses bestand aus einer starken Centralmetallstübe, die von der Basis des linken Fußes bis zum Scheitel lief; eine ähnliche, kürzere Stübe wurde in den rechten Fuß gesetzt und verband sich mit der ersten etwas unterhalb der Mitte. Von den Hüften bis zu den Schultern wurden zwei Seitenstüben montiert, so daß ich nachher nach Belieben freisrunde Bänder für die Taille hinzufügen konnte. Der linke Fuß war im schlimmsten Zustande; nachdem die zerbrockelten Stübdchen sorgfältig an die inneren Bänder der Stübe befestigt worden waren, mußte ein Gemisch von Zinn und Blei als feste Basis hineingegossen werden. Die zerbrochenen Teile um die Taille, auf den Schenkeln und am Rücken wurden sorgfältig an inneren Stübdchen angeschraubt und nachher durch eine Schicht Metall verstärkt. Kopf, Brust und Arme wurden von oben durch Stride gehalten, bis sie an die an der Skelettform befestigten Metallrahmen angeschraubt wurden. Ueber dem Leib und am Rücken fehlten eine Anzahl Stüde, die durch neuen Guß ersetzt werden mußten. Zu diesem Zwecke wurden Wachsabdrücke genommen und nach ihnen Stüde in einem sehr weichen Metall geformt, das möglichst der Originalkomposition gleich. Sie wurden nachher wie die echten Stüde innen angeschraubt und die Ränder sorgfältig in die ursprünglichen Stüde hineingeschämmt, so daß der Saum fast unmerklich ist. Wo es nötig war, wurde nachher auch noch der größeren Dide und Festigkeit wegen geschmolzenes Metall auf die Innenseite gegossen. Zum Glück zeigten einige Teile noch die ursprüngliche Patina, die ich genau nachahmen konnte und dem Ganzen zum Schluß gab, so daß sie nun wohl so aussah, wie damals, als sie aus den Händen des griechischen Künstlers hervorging. Cavvadias, der Leiter des athenischen Nationalmuseums, stellte mir alle Instrumente und alles Material, das er liefern konnte, zur Verfügung. Vor der Restauration entstand unter den Archäologen die Frage, wen die Statue darstellen sollte. Die Thatsache, daß die rechte Hand in erhobener Stellung ausgestreckt ist und augenscheinlich etwas Mundes hielt, führte zu zahlreichen Vermutungen. Einige nehmen an, es wäre ein Perseus, der das Medusenhaupt hält, andre halten es für einen Paris oder einen Ball werfenden Ephebos. Aber die ruhige Stellung und der sanfte Blick sprechen gegen die letztere Annahme. Ich halte die Statue für einen Hermes, der etwas Mundes in der Hand hielt. Die griechische Regierung will alle möglichen Anstrengungen machen, um den Gegenstand, den die Statue in der Hand hielt, wiederzufinden. Dabei können sich auf dem Meeresboden noch andre wichtige Ueber-

bleißel finden. Man hat Teile von wenigstens dreißig bis vierzig Statuen gefunden. Ein halbes Duzend ist schon restauriert, obgleich sie aus Marmor sind und es zuerst fast unmöglich war, eine bestimmte Form zu erkennen. Auch eine große Gruppe aus Pferden und Wagen über Lebensgröße ist heraufgebracht worden. Der cytherische Hermes ist sicherlich allen antiken Bronzen überlegen, die in der Neuzeit gefunden wurden, und er wird unter ihnen die Stelle einnehmen, die der Hermes des Praxiteles unter den Marmorstatuen einnimmt. Die Statue ist etwas über Lebensgröße und misst 1,96 Meter. Der Gesichtsausdruck, die Haltung und Stellung des Körpers und der Glieder sind besonders anmutig und bezaubernd."

Professor Charles Waldstein, der Direktor der amerikanischen archäologischen Schule in Athen, sagte: „Ich halte die lebensgroße Bronzefigur des Hermes für die schönste alte Bronze, vielleicht sogar für die schönste griechische Statue überhaupt. Sie fordert sofort den Vergleich mit dem Hermes des Praxiteles heraus. Die Ähnlichkeit im allgemeinen und in allen Einzelheiten ist so groß, daß ich beide demselben Meißler zuschreibe. Die Figur ruht auf dem linken Bein, das rechte ist zurückgezogen. Die rechte Schulter ist vorgeschoben, der rechte Arm erhoben und die Hand ausgestreckt, während der linke Arm und die Schulter zurückgezogen sind. Durch dieses Gegenstück in der Bewegung der Gliedmaßen erhält die Komposition einen wundervollen Rhythmus. Zu der Bewegung des Körpers kommt das leichte Vorwärts- und Abwärtsbeugen des Kopfes, der so schön auf dem prächtig modellierten Hals ruht. Der Gesichtsausdruck ist nachdenklich, eifrig und doch nicht aufgeregte. Die Lippen sind halb geöffnet, die Nasenflügel sehen aus, als ob sie jeden Augenblick vor Erregung beben könnten, die Augen sind klar und aufmerksam nach vorn gerichtet. Ich glaube nicht, daß der Jüngling etwas in der Hand hält; die Geste der Hand ist eine zarte Bewegung, segnend, lobend oder um Aufmerksamkeit bittend.“

Jahveh und Jehovah. Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Einen merkwürdigen Beweis dafür, wie selbst ganz harmlose Lesefehler im Laufe der Jahrhunderte zu religiösen Imponderabilien werden können, deren notwendige Beseitigung den gläubigen Gemütern nur unter Schmerzen möglich ist, bietet der Name des hebräischen Nationalgottes, uns in der Lesart Jehovah von Jugend an vertraut. Kein frommer Israelit hat den Gott seines Volkes jemals so ausgesprochen, Jahveh ist vielmehr die einzig richtige Bezeichnung. Woher kommt nun die Lesart Jehovah? Aus der Unkenntnis unsrer Vorfahren, die nicht wußten, daß in der Theokratie der nachprophetischen Zeit der Eigenname des Nationalgottes gar nicht mehr ausgesprochen, sondern nur der allgemeine Gattungsname Gott, hebräisch elohim oder eloha, gebraucht werden durfte. Wo daher in den heiligen Texten der Name Jahveh vorlam, las der Jude immer eloha an seiner Stelle. Nun ist die hebräische Schrift eine reine Konsonantenschrift, deren Vokale nicht mitgeschrieben wurden. Erst das talmudische Judentum erfand zur Erleichterung für den Leser besondere Vokalzeichen, die als sogenannte Piktation unter die zugehörigen Konsonanten gesetzt wurden. Und natürlich setzten die Piktatoren unter die Konsonanten J h v h des Gottesnamens Jahveh jezt die Vokale des Wortes eloha, das sie ja allein an dieser Stelle aussprechen durften. So stand für den, der ohne Kenntnis der geschichtlichen Vergangenheit und der Gebräuche der jüdischen Gemeinde an den Text herantrat, allerdings das sonderbare, nie vorhanden gewesene Wort Jehovah da. Dieses Wort ist dann besonders durch Luthers Bibelübersetzung bei uns eingebürgert worden und sitzt in vielen Kreisen heute so fest, daß mancher Geistliche allein durch seine wissenschaftliche Aussprache Jahveh schon in den Verdacht liberaler Gesinnung geraten ist.

Technisches.

— **Mexikanische Gerbstoffe.** In der technischen Beilage der Wiener „Zeit“ schreibt Heinrich Lemde (Mexiko): Unter dem Namen „Cascalote“ wird seit vielen Jahren ein mexikanischer Gerbstoff in stetig zunehmenden Quantitäten nach Europa, speziell nach Deutschland exportiert, welcher seiner hervorragenden Eigenschaften halber zum Gerben von Leder sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreut. Dieser Cascalote ist nichts anderes als die getrocknete Fruchthülse der Cascalpina coriaria, einer einheimischen hülsenfruchtartigen Pflanze, welche in den Tropen Mexikos in einer Höhenlage bis zu 2500 Fuß wächst. Die Fruchthüllen dieser Pflanze enthalten einen großen Prozentsatz Tannin, welcher, wenn mit anderen tanninhaltenen Substanzen vermischt, einen vorzüglichen Ersatz für die bei der Gerberei angewendete Nuzgalle giebt. Cascalote macht überdies das mit ihm gegerbte Leder weich und biegsam und giebt ihm eine schöne dunkelrote Färbung. Die Pflanze wird aus Samen gezogen, und giebt im sechsten respektive siebenten Jahre zuerst Früchte. Der Fruchttertrag steigert sich dann von Jahr zu Jahr, bis die Pflanze ein Alter von 25 Jahren erreicht und dann absterbt. Das Einrenten der Früchte ist sehr einfach. Sobald die Früchte eine graudunkle Färbung angenommen haben, werden sie abgepflückt, an der Sonne getrocknet, dann in Säcke gepackt und sind darauf als Gerbstoff für den Export fertig. Der Preis für Cascalote ist sehr veränderlich. Vor einigen Monaten betrug er 10½ Centavos, gegenwärtig 14—16 Centavos pro Kilo franco Bord Vera Cruz. (1 Silber-Peso gleich 100 Centavos hat augenblicklich einen Wert von 1,55 M.) Die Fracht, See-Asseluzanz, Kommissionsgebühren usw. von Vera Cruz nach Hamburg kann man mit circa 35 Prozent des Preises der Cascalote veranschlagen. Die Aus-

fuhr von Cascalote-Gerbstoff belief sich im letzten Jahre auf über 1 Million Pesos. Außer Cascalote ist in letzterer Zeit ein anderer Gerbstoff in Mexiko entdeckt worden, welcher „Canagria“ genannt wird. Letzteres ist eine Pflanze, welche in großen Quantitäten in den sandigen Hochebenen der nördlichen Staaten Mexikos wild wächst. Dieser Canagria-Gerbstoff besitzt einen sehr kräftigen Tanningehalt und giebt außerdem dem Leder eine ganz eigenartige prächtige Färbung. Dieser letztere Gerbstoff ist bislang noch nicht exportiert worden, wird aber jedenfalls, wenn seine hervorragenden Eigenschaften mehr bekannt werden, ein hervorragendes Ausfuhrprodukt Mexikos werden.

Humoristisches.

— **Voshast.** Arzt (zum Kollegen, der durch sein großes Mundstück bekannt ist): „Du willst fortgehen, hör' ich. Wohin denn?“
„Werde mich als Bade-Arzt niederlassen.“
„Schwefelbad?“
— **Aus der Schule.** In der untersten Mädchenklasse will der Lehrer den ersten Gesangsunterricht erteilen und stimmt dazu seine Geige; da erhebt sich eine Kleine und ruft: „Ach bitte, bitte, Herr Lehrer, — an Walzer!“
— **Hilfe in der Not.** Besitzer eines Zaubertheaters (auf der Festwiese): „Treten Sie näher, meine Herrschaften! Sie werden sprachlos sein über die Dinge, die Sie hier zu sehen bekommen.“
Ehemann (der eben eine lange Strafpredigt bekommt): „Do muast nei gehn, Alte, dös is was für Di!“
(„Reggenborfer Blätter.“)

Notizen.

— „Solon in Lydien“, ein Lustspiel von Theodor Herzl, ist vom Schauspielhaus zur Aufführung erworben worden.
— Paula Lebermann ist vom September d. Js. ab für das Berliner Theater verpflichtet worden.
— Im Neuen Theater soll, unter der Direktion Reinhardt, ein Anzengruber-Cyklus veranstaltet werden; den Anfang werden „Die Kreuzschreiber“ machen.
— Zu dem Wettbewerb (50 000 Lire), das der Mailänder Musikverleger Souzogo für die beste lyrische Oper ausgeschrieben hat, sind 234 Tonwerke eingelaufen.
— Eine Energie-Übertragung auf große Entfernung ist, wie die „Kölnische Zeitung“ berichtet, unlängst in Kanada fertiggestellt worden. Sie leitet die Wasserkraft des Shawinigan-Falles als elektrische Strömung in die Stadt Montreal. Diese Leitung hat eine Länge von nicht weniger als 140 Kilometer, überschreitet den Fuß Pont de l'Isle und gelangt auf die Insel, auf der Montreal liegt, mit Hilfe eines Drahttabels, das zwischen zwei hohen Stahltürmen 540 Meter lang frei über den Strom ausgespannt ist. Die Leitung besteht aus drei Aluminiumsträngen, von denen jeder sechs Aluminiumdrähte besitzt. Sie wird von 4500 Säulen aus Cedernholz getragen, und die Stützen bestehen aus eigentümlich geformten Porzellan-Isolatoren. Der elektrische Strom besitzt 50 000 Volt Spannung und wird auf 2000 Volt transformiert. Es werden mittels desselben 8000 elektrische Pferdekräfte nach Montreal übergeführt, die dort zu Erleuchtungs- und Kraftzwecken dienen.
— Herr, gieb ihm die ewige Ruh'. In einer Schule in den bayerischen Vorbergen fand außerordentliche Prüfung statt. Dem Herkommen gemäß wird dort der eintretende Lehrer oder Katechet von den Kindern mit dem Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus — guten Morgen, Herr Lehrer — Herr Pfarrer!“ empfangen. Als nun der Herr Inspektor in Begleitung des Pfarrherrn unvermutet die Schule betritt, tönt ihm der Gruß entgegen: „Gelobt sei Jesus Christus — guten Morgen...“ Da aber stockt der jugendliche Chor: der Name „Herr Inspektor“ mochte ihnen nicht so geläufig sein. Der begleitende Pfarrherr will seine Schäflein ermutigen, den Gruß zu vollenden, winkt ihnen zu und giebt das Stichwort: „Herr... Herr...“ Und schon fällt der Chorus ein: „Herr, gieb ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm. Amen!“

Büchereinkauf.

— Leonid Andrejew: „Der Gedanke.“ Romellen. München. Albert Langen.
— El Correi: „Reinhard Hofer. Die Geschichte eines Idealisten.“ Roman. Leipzig. Lotus-Verlag.
— Friedrich Gerstäckers „Gesammelte Schriften.“ 1. Lieferung. Berlin. Richard Castein Nachf. (H. Krüger. Separat-Conto.) Pr. 20 Pf.
— M. Gorky: „Nachtasyl.“ Drama. München. Dr. J. Marchlewski u. Co.
— Saladin: „Vom hodenlosen Hüllenschlund.“ Deutsch von Wolfgang Schaumburg. Selbstverlag des Uebersetzers.